

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 3 (1913)
Heft: 1-2

Artikel: Das Volkslied in Gottfried Kellers Prosadichtungen
Autor: Altwegg, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1005149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Korrespondenzblatt der Schweiz.
Gesellschaft für Volkskunde

Bulletin mensuel de la Société
suisse des traditions populaires

3. Jahrgang — Heft 1/2 — 1913 — Numéro 1/2 — 3^e Année

Volkslied-Nummer.

Das Volkslied in Gottfried Kellers Prosadichtungen. Dr. W. Altwegg. — Der Graf von Paqueville im deutschen Volkslied und Volksschauspiel. Mathilde Eberle. — Der Kilttspruch. Dr. Paul Geiger. — Neujahrslied. — Totenlied. — Frage. — Bücheranzeigen. — Siegfried Stadelmann †.

Das Volkslied in Gottfried Kellers Prosadichtungen.

Von Dr. W. Altwegg, Basel.

Im Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten“ (1912, Nr. 39) ist jüngst über den alten Brauch gehandelt worden, einem zum Tode Verurteilten das Leben zu schenken, wenn eine Frau ihn zu ehelichen versprach, und auch wieder eine Frau freizugeben, wenn zu ihr sich ein Mann bekannte. Als Beispiel, wie in moderner Kunstichtung das Motiv wieder erscheint, war dort schon Wildenbruchs „Rabensteinerin“ genannt. Man könnte noch manches andere anführen, so die Episode vom Hemde der Hexe Gret in Gertrud Lents Roman „Justinus der Mönch“, weiter J. B. Scheffels „Am Grenzwall“, Charles de Costers „Nülsenpiegel“ und auch schon eine italienische Novelle aus der Zeit um 1500.

Am schönsten zweifelsohne ist die dichterische Verwertung in Gottfried Kellers „Dietegen“, im zweiten Bande der „Leute von Seldwyla“. Die Novelle geht zurück auf zwei verschiedene tatsächliche Vorkommnisse aus den Jahren 1473 und 1632, wie sie Keller in Melchior Schulers „Taten und Sitten der Eidgenossen“ erzählt fand (vgl. Bächtold, G. Kellers Leben III S. 42 fg., Simon in J. Bergs Neuen Jahrbüchern XXVII (1911) S. 585 fgg.), und vereinigt und verschlingt in eigenartig ergreifender Weise die beiden Erscheinungsformen des Brauches, Rettung des Mannes durch die Frau wie Rettung der Frau durch den Mann. Denn der kleine, wenn auch schlecht, so doch formell regelrecht hingerichtete Dietegen verdankt Leben und Freiheit den Bemühungen der jungen Küngolt und der Fürsprache der Seldwyler Frauen; die als Hexe zur Enthauptung verurteilte Küngolt hinwiederum wird

von Dietegen auf dem Nichtplatz gefreit und auf dem Gerüste noch vom selben Priester, der zuvor mit ihr gebetet, ihrem Ketter angetraut.

Die Geschichte klingt wie eine alte Ballade. Sie spielt auch in jenen wilden und doch so großen Zeiten, da das Volkslied seine Blüte erlebte.

Keller kannte dessen Wert und kannte die Bedeutung aller volkstümlichen Poesie. Ihren Tönen ist mehr denn ein Stück seiner Lyrik nachgebildet. Man denke nur an die „alten Weisen“, die in ihrer eigenen sangbaren Melodik so seltsam berühren neben dem schweren Fluß der andern Gedichte und von denen man nicht mit Unrecht gesagt hat, sie könnten mit ihrer volkstümlichen Frische und Farbe nachbarlich neben den besten Liedern in „Des Knaben Wunderhorn“ stehen. Die volkstümliche Poesie gehört auch zum Weltbild von Kellers Prosadichtung. Wenn man gelegentlich an ihr irre geworden ist, so mag man es hier wieder einmal spüren, was dem einfachen Menschen so ein schlichter Spruch bietet und wie auch für uns, die wir uns die Gebildeten nennen und auch der Dichtung gegenüber höhere Ansprüche machen, ein einfaches, bekanntes Lied ein Wert sein kann, wenn es zur rechten Stunde uns ertönt.

In „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, die Auerbach in seiner begeisterten Anzeige vom Jahre 1856 geradezu mit einem Volkslied verglich, klingen hin und wieder, ohne jedesmal als Citate bezeichnet zu sein, Verse auf, wie sie im Volke umlaufen und dem Volke lieb sind. Da erscheinen die Sprüche aus der „süßen einfachen Liebesliteratur . . ., die da . . . besonders auf vielfach verzierte, kleine und große Herzen geklebt war“ (S. 143). Die beiden Liebesleute lesen sie eifrig „und nie ist Vereimtes und Gedrucktes schöner befunden und tiefer empfunden worden als diese Pfefferkuchensprüche.“ Und der blödsinnig gewordene Marti drückt seine närrische Freude bei der Ankunft in der Heilanstalt mit einem Durcheinander von Gefäßchen aus, die an alte Lügenlieder und verbreitete Bierzeiler erinnern, und die vielleicht einer unserer Leser auch sonst nachweisen kann (S. 121/2):

„Es krecht ein Igel über den Hag,
Ich hab' ihn hören bellen!
O Meitli, küß kein' alten Knab',
Küß nur die jungen Gefellen!“

„Alle die Wässerlein
Laufen in Rhein,
Die mit dem Pflaumenaug',
Die muß es sein!“

„Die Fuchsin schreit im Felde:
Halleo, halleo!
Das Herz tut mir [im Leibe?]
Beho, weho!“

Verse aus „einer großen Sammlung bedruckter Papierstreifen entnommen, welche sie als Überbleibsel früher genossenen Zuckerzeuges aufbewahrte,“ benutzt auch Judith im „Grünen Heinrich“, um sie unten auf die Blätter aus ihrem kleinen Stammbüchlein zu schreiben, wenn ihr junger, tumber Verehrer eine Blume oder ein Kränzchen darauf gemalt hatte (II 232).

Im selben Roman, im Kapitel von den „Barmherzigen Brüdern“, wird eine Kiltgangsjene geschildert mit den — allerdings von Keller wohl ad hoc erfundenen — zugehörigen Reimen (II, 404—6); Agnesens Jammer wird verglichen mit einem „selig traurigen Märchen, wie es in alten Liedern steht“ (III, 201), und das selige Glück der „Sonntagsidylle“ wäre kein ganzes, wenn es nicht ausströmen könnte im freien, freudigen Gesang (I, 217 f.).

Auch jener wunderbare Herzenstrost, den Dortchen Schönfund dem Helden auf den Weg gibt (IV, 234) und der ihm dann wieder entgegentreit, wo er die Stellung zum Leben und zur zurückgekehrten Judith finden soll (IV, 278):

Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur was wankelmütig;
Hoffnung zeigt sich immerdar
Treugesinnten Herzen gütig;
Hoffnung senket ihren Grund
In das Herz, nicht in den Mund!

er soll nach Kellers Worten aus einem alten Buche den Weg gefunden haben hin durch die Zeiten und die Lande bis zum Fräulein im deutschen Grafenschloß und den Zettelchen ihres Drakelkorbes und hin bis zu dem Maler, welcher dem am 1. Mai 1650 zusammengegebenen Schweizerpaare die Wappenscheibe malte.

Ja, über die Bereicherung des volkstümlichen Liederchatzes gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts, über die Formen seines Lebens und über seine starke Wirkung, darüber gibt Keller im Kapitel vom „Narrengefecht“ (S. 229 ff.), man möchte gerne wissen, nach welchen Gewährsmännern, die reinste kleine Abhandlung. Vier jugendliche „Kunstgesellen“ singen, „ein sonniger Frohsinn“ geht um die Kunde, und von Agnes heißt es, sie habe unverwandt gelauscht und sei nach jedem Liede zusehends ruhiger und freier geworden.

An der alten Schaffnerin aus dem Tirol, die dem Landvogt von Greifensee seinen Junggesellenhaushalt führt, die „eher einem Husaren gleich als einer Wirtschaftsdame“, die unweigerlich strenge regiert und „fluchen kann wie ein preußischer Wachtmeister“, an der tut die Macht des Volksliedes vollends Zeichen und Wunder (S. 152 f.): „Durch alle Rauheit leuchtete dann wieder ihr tiefes Gemüt hervor, wenn sie dem Landvogt, der ihr aufmerksam zuhörte, mit ungebrochener Altstimme eine alte Ballade, ein noch älteres Liebes- oder Jägerlied vorsang, und sie war

nicht wenig stolz, wenn der waldhornkundige Herr die schwermütige Melodie bald erlernte und aus dem Schloßfenster über den mond hellen See blies.“ Drum als er sich mit ihr ins Reine setzen mußte, „wenn er die fünf alten Flammen an seinem Herde vereinigen und leuchten lassen wollte,“ da schenkte er ihr zur Wilderung des durch der Knechte und Mägde Saumseligkeit entfachten Grolles zuerst ein Glas Burgunder ein. „Dann nahm er das Waldhorn von der Wand und blies eine ihrer Lieblingsweisen auf den Greifensee hinaus. „„Frau Marianne!““ sagte er hierauf, „„wollt Ihr mir nicht das andere Lied singen, wie heißt's:

Wer die seligen Fräulein hat geseh'n
Hoch oben im Abendschein,
Seine Seele kann nicht scheiden geh'n,
Als über den Geisterstein!
Ade, ade, ihr Schwestern traut,
Mein Leib schläft unten im stillen Kraut!““

Sogleich sang sie das Lied mit allen Strophen, die auf verschiedene Gegenstände übersprangen, aber alle eine gleichmäßige Sehnsucht, ein Gewisses wiederzusehen, ausdrückten. Sie wurde von der einfachen Weise selbst gerührt und noch mehr, als der Landvogt die gedehnten Töne in die Nacht hinausziehen ließ.“ Und sie läßt sich erweichen, dem „verfluchten Päck“, das ihren Herrn nicht gewollt, einen Empfang zu bereiten, wie wenn sie „alle ihre heimgegangenen Kinder, die seligen Englein, plötzlich vor sich hätte.“

David Heß berichtet in seinem „Salomon Landolt“ schon von der schönen Stimme Mariannes, um deretwillen sie auch einstens ins Kloster gesteckt worden sei, und nicht minder von Landolts Vorliebe für eine unendlich lange Ballade von der hl. Genoveva, die Marianne zu singen pflegte, wie für Melodien im Geschmack der Waldhornstücke. Er erzählt auch, wie der Landvogt zuweilen auf der Maultrommel spielte — dem Lieblingsinstrumente Kerners und anderer Romantiker — und behauptete, die Musik helfe ihm beim Malen. Aber das wundervolle Bild ist Kellers eigenste Erfindung wie wohl wiederum die angeführte Strophe.

Die zahlreichen wörtlichen Anführungen aus den Minnesängern im „Hadlaub“ gehören auf ein anderes Blatt, ebenso wie die Verse in den Traumkapiteln des „Grünen Heinrich“ und die poetischen Fragmente aus den Neujahrsblättern der Züricher Konstafflergesellschaft im Eingang der „Züricher Novellen“. Nur erinnert sei auch an Strapinskis wenig appetitliches polnisches Volksliedchen (Kleider machen Leute S. 27 f.), an den Chronikreim aus dem phantastischen Roman Adam Litumleis (Der Schmied seines Glückes S. 84), den Spottvers in den „Mißbrauchten Liebesbriefen“ (S. 147), an die Wertung des Männerchorgesanges im „Verlorenen Lachen“.

Vom Leben des wirklichen alten Volksliedes in seiner besten Zeit ist erfüllt die „Ursula“, jene andere Geschichte aus dem Jahrhundert der Kirchenerneuerung. Da singen nicht nur die Schwärmer ihre Psalmen (S. 351) und ihre Kinderlieder (S. 400). Da wird auch zur Illustration von Hanslis schmucker Tracht ein Reimpaar zitiert aus dem deutschen Landsknechtlied, das Jörg Graf ums Jahr 1510 gedichtet hat (S. 337; vgl. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort III Nr. 1290). Wie Ursula, noch befangen in ihrem Wahn, das gefallene Laub zusammenkehrt auf Hanslis Hofstatt, da fällt ihr als bekannte Anfangsstrophe (S. 378; vgl. G.-B. II Nr. 436 a) ein:

Traut Häslein über die Heide ritt,
er schoß nach einer Tauben,
da strauchelt ihm sein graues Roß
über eine Fenchelstauden!

Um die wenig christliche Zucht zu kennzeichnen, die, im Gegensatz zum Kappeler Lager (S. 388), unter den vor Schloß Muffo liegenden Schweizern herrscht, heißt es (S. 392 f.): „Statt der gottesfürchtigen Viedlein, die Zwingli in seinem alten Toggenburger Dialekt gedichtet und in Noten gesetzt hatte, fangen die Knechte wieder: „Nun schürz' dich, Gretlein, schürz' dich (G.-B. I Nr. 113) und „Frisch auf, gut Gsell, laß ume gan!“ (G.-B. III Nr. 1124), und ließen den Worten häufig die Tat folgen.“

Am Schluß des „Sinngedichtes“ singt dann der frohe Schuster „Goethes bekanntes Jugendliedchen „Mit einem gemalten Bande“, welches zu jener Zeit noch in ältern auf Lösspapier gedruckten Liederbüchlein für Handwerksbursche, statt der jetzt üblichen Arbeitermarschallaisen und dergl. zu finden war und das er auf der Wanderschaft gelernt hatte. Er sang es nach einer gefühlvollen altväterischen Melodie mit volksmäßigen Verzierungen.“ Keller schildert diese Melodie, so genau, daß Max Friedländer (vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken II¹ S. 177) sie aus dem Volksmunde unzweideutig nachweisen konnte, und wenn Reinhard und Lucie sich endlich finden, danken sie das wieder der lösenden Gewalt des Liedes.

Auch im „Martin Salander“ erscheinen die „alten Lieder“ noch; doch der Stimmung des Alterswerkes entsprechend tadelt der Dichter vornehmlich, daß „die Leute, ganz wie ehemals, nur die erste Strophe kannten und etwa die letzte.“

Aber im „Dietegen“ selber, von dem wir ausgegangen sind, da steht die Stelle (S. 220), bei der man sich einer ähnlichen Szene in Weltis „Deutscher Landschaft“ erinnert und ein gleiches inniges Wohlgefühl erlebt wie ihr gegenüber: „Unter schönen Lindenbäumen, die vor dem Forsthause standen, war der Tisch gedeckt, als der Abend nahte und goldenes Licht über der Stadt und dem Tale ruhte. Da saßen

nun die Frauen um den Tisch gereiht, taten sich gütlich und fangen bald mit wohlklingenden Stimmen vielstrophige Lieder mit sehnsüchtigem Ton, von Liebesglück und Herzeleid, von den zwei Königskindern (G.-B. I Nr. 84) oder „Es spielt ein Ritter mit einer Maid“ (G.-B. I Nr. 110c) und dergleichen. Der Gesang tönte lockend ins Land hinaus; die Vögel in den Linden und im nahen Walde, die erst ein wenig zugehört, fangen wetteifernd mit.“

Der Graf von Paqueville im deutschen Volkslied und Volkschauspiel.

Von Mathilde Eberle, Basel.

Wie fremd mutet uns der Name dieses Edeln an und wie wenig scheint er aus diesem Grunde geeignet zu sein, Eingang in den deutschen Volksgeist zu gewinnen und diesen zu schöpferischer Tätigkeit anzusporren. Und dennoch stehen wir vor der merkwürdigen Tatsache, daß dieser Sagenstoff nicht nur einmal, sondern mehrfach gestaltet worden ist, ein sicherer Beweis dafür, daß er dem deutschen Gemüt nahe gestanden hat. Und in der Tat ist das Grundmotiv unserer Sage die Treue (im Besondern die eheliche Treue), die ja in der deutschen Sagen Geschichte eine so große Rolle spielt. Daß der Held sich außerdem einem „Kreuzzug“ gegen die Türken z. B. Karls V. anschließt und in türkischer Gefangenschaft jahrelang schmachten muß, trägt viel zu seiner Popularität in deutschen Landen bei. Aber ausschlaggebend dafür ist doch wohl das Faktum, daß der unter dem Namen des Grafen von Paqueville kursierende Sagenstoff eine genaue deutsche Parallele in der Morungerballade hat.

Am weitesten verbreitet wurde die wunderbare Geschichte des Grafen von Paqueville („Backenwill“) wohl durch das Volkslied. In Deutschland und in der Schweiz sind mehrere Varianten des Liedes nachgewiesen. Zwei derselben befinden sich im Archiv unserer Gesellschaft. In 29 fünfzeiligen Strophen erfahren wir den Auszug, die Leiden der Gefangenschaft und die legendenhafte Rückkehr des Grafen von Paqueville, die eben in dem Augenblicke stattfindet, wo seine Gattin eine neue Ehe eingehen will. — Als Muster des echt volkstümlichen Liedes mögen folgende Strophen gelten:

Geschicht-Lied vom Markgrafen von Backenweil.

Eingesandt von Frater Moys Djer in Maria Stein (1907).

1.

Nun horchet zu und schweiget still,
Wir wollen singen vom Markgraf von Backenweil,
Wie es ihm ist ergangen.
Er ist gezogen in Ungarischen Krieg,
Von den Türken wurd er gefangen.